

Lotze's Metaphysik.

Von Prof. Dr. Johann Wolff.

(Fortsetzung statt Schluss.)

VIII.

Wahrheit und Irrthum, verdienstliche Anregung und tadelnswerthe Missleitung, und dazwischen das grosse Gebiet des Halben, gute Vor- und Ansätze, treffende Bemerkungen ohne passende Verwendung, bestechende Zierde ohne werthvollen Kern — das ist ja wohl überall gemischt, und hat auch der Lotze'schen Muse launige Pfade bezeichnet.

Eine Kritik aber ist übel daran; denn man fordert von ihr, dass sie bei dem Geschäfte der Sonderung immer auf das Fehlerhafte aufmerksam mache, während man den grossen Schatz des Guten, wenn nicht als selbstverständlich gut betrachtet, so doch mit leichtem Herzen übergeht, und man findet es weniger entschuldbar, wenn Jemand einen Fehler nicht gerügt, als wenn er einen Vorzug nicht gelobt hat. Das ist nicht billig; aber es ist einmal so, dass das — sozusagen — Negative verhältnissmässig mehr auf unsere Waage drückt als das Positive, dass wir Menschen für das Unangenehme und Fehlerhafte eine grössere Erregungscapacität haben, als für das Angenehme, Richtige, Gute, und dass jenes infolge dessen bei der Beurtheilung bevorzugt wird, oder seine Bevorzugung von andern verlangt wird.

Von diesem Fehler uns freizuhalten, haben wir hier mehr als einen innern Antrieb. Dennoch wird die Besprechung der Vorzüge nicht jenen Raum einnehmen können, wie die Kritik. Während das Negative, kritisch Antastbare mehr in das Einzelne verfolgt wird, muss das Vorzügliche sich damit begnügen, — was wir wenigstens nicht vergessen wollen —, in den allgemeinen grossen Adern markirt zu werden, und es muss dann füglich dem Leser überlassen werden, die Endverzweigungen des Guten auch dann zu finden, wenn nur die fehlerhafte Beimischung hervorgehoben wird.

L. hat zuerst das Verdienst, überhaupt wieder — und zwar als einer, den man zu hören gewohnt war — auf die Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit metaphysischer Speculation aufmerksam gemacht und sich direct an die Arbeit begeben zu haben zu einer Zeit, wo unter dem Einfluss eines grossen Namens die nächste Vergangenheit und auch der grösste Theil der lebenden deutschen Philosophen dieser Richtung abhold war. Er befand sich in voller Klarheit darüber, dass die Zweige der Philosophie nicht in der Erkenntniskritik als in ihrer einzigen letzten Wurzel verlaufen, sondern dass jene „Kritik der Vernunft“ selbst metaphysische Begriffe und Sätze voraussetzt, ohne die sie ihre Arbeit gar nicht beginnen kann.

L. hat denn auch in verdienstlicher Weise bei der metaphysischen Arbeit die wichtigen Fragen wieder besprochen und in ihrem richtigen Werthverhältniss sowohl zu einander wie zu den Problemen der andern philosophischen Disciplinen gewürdigt, welche zwar lange bekannt waren, aber die doch den meisten — kann man fast sagen — seiner Mitarbeiter auf philosophischem Felde nur in einem Halbdunkel aus entfernter und meist nicht sehr beliebter Zeit herüberleuchteten und nur spärlich bei den Lichtbedürftigen der Zeit in ihrer wahren Kraft erkannt und zur Speculation verwendet wurden.

Aus eben diesem Umstande begreift sich Lotze's Verdienst, aber auch die Schwierigkeit der Arbeit für ihn. Denn auch er stand nicht, wenigstens nicht in erkennbarem Zusammenhange mit solchen Schulen, in denen eine metaphysische Routine bereits traditionell geworden, in denen durch periodenlanges Arbeiten und ebenso langen Kampf mit andern Anfeindungen sich die Gesichtspunkte reichlich vermehrt und geklärt hatten, die möglichen Lösungen bekannt und in den weitschichtigsten Consequenzen und verwickeltesten Verhältnissen unter einander entdeckt und fast Gemeingut geworden waren. Und mit solchen Spezialisten in der Metaphysik wetteifern zu können, nicht dadurch, dass man sie viel benutzt hat, sondern vor allem durch den eigenen feinen Forschungsgeist, ist nicht nur für diesen allein, sondern auch für die geleistete Mühe der Arbeit ein unantastbares Zeugniss.

So hat L. mit den Aristotelikern, die ich hier besonders im Auge habe, zwar nicht die letzten Resultate der Metaphysik überhaupt, aber viele seiner wichtigsten Gedanken und noch mehr die wissenschaftlichen Maximen, Bedürfnisse und Anforderungen gemein, und Ribot vergleicht daher seine Disputirkunst mit jener der Scholastiker.

Dem gegenüber hat L. mit sozusagen seinem unmittelbaren Vorgänger Herbart — und das begründet wieder die Energie und das Verdienst seiner Arbeit — nur scheinbar einige Grundansichten gemein, aber er weicht von ihm in seinem ganzen Wesen, ich möchte sagen, seinem ganzen philosophischen Charakter ab. — Aehnlich verhält er sich vortheilhaft zu der Naturwissenschaft, deren Jünger er ja selbst war. Wie er seinen philosophischen Zeitgenossen, wie wir hörten, entgegenhielt, dass Metaphysik sich nicht in Erkenntnisslehre auflösen lasse, so hat er diesen gegenüber scharf betont, dass in der Metaphysik nicht blosse Physik getrieben werden dürfe; dass zwar die Physik, nicht aber die Metaphysik sich begnügen könne mit ausgedehnten form- und gestaltbegabten Atomen, mit Kräften, die wie selbständige Entitäten in den Dingen herrschten, mit bloss äussern Relationen, zwischen den Dingen netzhaft ausgespannt, die schuld am Handel und Wandel der Welt seien. Dies Vorrecht der Nacharbeit vindicirte er der Philosophie gegenüber der Naturwissenschaft: den Grund des äusserlich Gestalteten und Gefärbten und der mechanischen Wirkungen in der inneren Natur der Dinge, die Quelle des Mechanischen im Organischen, ja im Bewussten zu suchen, und die gleichgiltige Weise mechanischer Veränderungen und den Wechsel bloss äusserer Relationen und Quantitäten auf einen „innern Strom des Geschehens“, auf qualitative, ja empfundene Veränderungen zu gründen, den Sinn und die Bedeutung dieses Stromes aber in eine Idee zu legen.

In principiell derselben Lage befand er sich, wie ich das eben andeutete, Herbart gegenüber. Es ist nicht L.'s Bestreben, die Welt auf bloss mechanische Seinsweisen zurückzuführen, im Gegentheile strebt er das Quantitative, womöglich alles — wir werden das bei seiner Raum- und Zeittheorie in ganz besonderer Weise sehen — auf Qualitatives zu stützen. Und so widerstrebt es ihm mit Recht, das Wesen der Dinge in einer einfachen Qualität¹⁾ zu suchen, die gar kein inneres wechselvolles Leben führen kann, eine „starre Monade“ anzunehmen, die sich gleichgiltig gegen die ganze übrige Welt verhält,

¹⁾ Ich muss bemerken, dass dies kein Widerspruch ist mit dem im vorigen Satze über die Bevorzugung des Qualitativen von Seiten Lotze's Gesagten. Denn auch hier bevorzugt L. das Qualitative, indem er nämlich die Qualität Herbart's, die wegen ihrer Einfachheit kein inneres Leben führt, verwirft und an Stelle derselben eine tiefere, intensivere und reichere Qualität, die lebendige Natur eines entwicklungsfähigen Wesens setzt. Dies zur Abwehr.

sondern in sich beschränkt die bloss mechanische Arbeit der Selbsterhaltung gegen Störungen vollbringt, unfähig mit andern ihrer Art einen Kosmos, eine organisch gegliederte Welt zu gestalten. Aehnlich dieser Betonung des Für-einander in der (physischen) Gesellschaft und des innerlich Erlebten im Individuum gegenüber dem Mechanismus und Egoismus, treffen wir die Forderung, zum Theil Herbart zum Theil andern gegenüber, nicht die Qualität äusserlich, wie eine Tinctur den Dingen anhaften zu lassen, in Bewegungen etwas mehr zu sehen, wie den blossen Wechsel äusserer Relationen, Raum und Zeit nicht als leere Formen zu fassen, welche die Dinge an sich nichts angingen und bei deren Veränderung diese nichts erlitten, und endlich die Substanz selbst nicht als blossen Träger ihrer Zustände zu fassen.

Hiermit ist schon L.'s allgemeines Bestreben in der Metaphysik, seine Gesinnung sozusagen, kenntlich gemacht, und in eben dieser sehen wir den Hauptvorzug seines metaphysischen Wirkens und den Beweis seiner Begabung als wahrer Philosoph. Sein Forschen nach den Gründen geht überall hinaus über das Aeussere, Gestaltete, Sinnfällige oder diesem Aehnliche, welches von Manchen auch in die letzten Principien verlegt wird; er sucht das Innere, aber ein solches, was inhaltvoll und was lebendig ist, nicht bloss Quantität, sondern Qualität, nicht Mechanismus, sondern den lebendigen Grund desselben, nicht lose äussere Verbindung und Verhältniss, sondern inneren Zusammenhang, lebende Einheit und Einheit des Lebens. Schon das Sein der Dinge will ihm nicht gelegen sein in passiver Gesetzmässigkeit, sondern in activer Wechselwirkung mit Andern. Keine Erklärung, die von bloss äusserlich angehefteten Qualitäten und Kräften spricht, genügt ihm, das Ding soll selbst angegriffen sein, seine Veränderung und den Einfluss eines Andern in sich erleben; keine Beziehungen gelten oder haben überhaupt nur Sinn, wenn sie nicht in innern Zuständen, welche die Dinge haben, und zwar in psychischer Weise haben, d. h. erleben, begründet sind; Raum und Zeit sind nicht leere Formen ohne Zusammenhang mit den Dingen, die „in“ ihnen sind, und die Theile von Raum und Zeit, also die einzelnen Räume und Zeiten bestimmen nicht quantitativ, sondern qualitativ die Dinge, sind also Arten von inneren Beschaffenheiten derselben; das Subject dünkt ihm überflüssig, wenn es als blosser Träger von Eigenschaften gedacht wird, ohne eigenes Leben und ohne lebendigen Zusammenhang mit seinen Zuständen; der Verkehr unter den

Weltdingen ist nicht ein äusserliches Neben- und Nach-einander, vielmehr eine innere in einer organischen Einheit begründete Oekonomie verwaltet und befiehlt oder vielmehr erzeugt die Erscheinung äusserer mechanischer lebloser Maschinerie; innere Wechselwirkung ist der tiefere Sinn der räumlichen und zeitlichen Relationen.

Freilich dieser Vorzug Lotze's schlägt an manchen Stellen durch Uebertreibung in sein Gegentheil um. Mässigung in der Verinnerlichung, insbesondere die Vermeidung der Identification aller Innerlichkeit mit psychischen Vorgängen, auch — und zwar mit dem Vorigen zusammenhängend, — eine gewisse Entsagung bei Bestimmung der Einheit und ihres Wesens und ihrer Strenge sowohl im einzelnen Ding, wie in dem Kosmos, hätten ihn zu viel mehr unbestrittenen Endgedanken geführt, ja vor solchen bewahrt, die mit seinen eigenen anfänglichen Wünschen und wiederholten Forderungen wenig mehr im Einklang sind. Mehr als dies Schema L.'scher metaphysischer Gedankenarbeit, wird die Einzelbetrachtung das Vorzügliche und das Fehlerhafte hervorspringen lassen.

IX.

Gleich der Eintritt in die Forschung mit der Untersuchung der Bedeutung des Seins — der Dinge im Gegensatz zu geschehenden Ereignissen und geltenden Wahrheiten (irgendwo unterscheidet er auch noch die empfundenen d. i. gefühlten Inhalte als besondere Art) — lässt einen Fehler, und zwar einen für das ganze System entscheidenden, erkennen und begreiflich finden aus der eben bemerkten Abneigung Lotze's gegen Anerkennung von Unthätigem, „blossem“ Sein. Es ist zwar wahr, was jene Untersuchungen sagten, dass das Sein der Dinge nicht etwas ist, das sich seiner selbst erfreuen kann, ohne Sein eines Inhaltes zu sein, ebenso wie der Inhalt nicht ohne Sein zu leben vermag, das er später vielleicht bei günstiger Gelegenheit erwerben könnte. Sein ist von dem Inhalt nicht zu trennen, und seiendes Ding unterscheidet sich von einem gedachten nicht durch ein Plusstück, die Existenz, sondern durch und durch; sie sind unvergleichbar. ¹⁾ Es ist ferner richtig, dass sich nicht angeben lässt, worin

¹⁾ Die logische Seite dieser Wahrheit ist die, dass die Existenz nicht Prädicat ist, wie die Qualitäten, welche (objectiv) als metaphysische Theile (der Substanz immerhin als eine Zuthat inhäriren. Die Verkennung dieses Verhältnisses ist der Fehler des ontologischen Arguments, den Kant zwar gesehen, aber unrichtig in die Worte gefasst hat: das Sein sei kein reales Prädicat.

eigentlich das reine Sein der Dinge (nicht im Sinne eines für sich bestehenden Elementes, sondern eines bloss denkbaren Theiles des Dinges) besteht, es kann also keine Definition gegeben werden, die nicht tautologisch ist. Aber bei der nun einzig bleibenden Methode, die Gattung des actual Existirenden durch Aufzählung seiner Arten anschaulich zu machen, sehen wir L. den Fehler machen, eben bloss eine Art von Existenzweisen anzuerkennen und also das Existiren allgemein auf eine Form desselben, wie wir andern wenigstens meinen, zurückzuführen.

Diese Annahme ist 1^o vollkommen willkürlich. Woher soll denn die Nöthigung zu der Annahme fließen, alles wirkliche Existiren, das des Subjectes, das der Prädicate — und hierbei denke man wieder an Eigenschaften, Relationen Wirkungen — sei all' dasselbe Sein der einen dieser Arten, nämlich der Relationen, und wir hätten dann — consequent gedacht — nicht das Recht, unserm ursprünglichen Drange und der Führung der Sprache zu folgen, welche deutlich genug mindestens drei Existenzweisen, der Subjecte, der Prädicate und der Beziehungen zwischen Subjecten, oder zwischen Prädicaten, oder zwischen Prädicaten und Subjecten annimmt. Warum denn eine Forderung stellen, der L. selbst nicht genügt, praktisch nicht, logisch nicht, selbst metaphysisch nicht, denn hernach wird ja doch das Absolute ein Subject sein müssen, das existirt „ohne in Beziehung zu andern“ zu stehen? Und wenn also es denn doch so etwas geben muss, das sein kann ohne Wechselwirkung, so ist damit doch zugegeben, dass gar nicht selbstverständlich alles actual Existiren im „In-Beziehung-stehen“ besteht. Welchen Grund man aber hat, diesen also doch möglichen Begriff den Ding-Substanzen zu versagen, das sagt Lotze nicht,¹⁾ und denknothwendig ist doch jener Satz gar nicht, wohl aber das Gegentheil. Welche Misslichkeit liegt denn in dem Begriff eines Inhaltes, der so existirt, dass seine Existenz nicht erschöpft ist durch den Verkehr mit andern, die ebenso nur in Verhältnissen zu andern, aber nicht in sich selbst leben? dessen Bestehen — ich will den Ausdruck ‚Beziehung‘ einmal in einer Bedeutung beibehalten, in der er sich selbst vernichtet — eine Beziehung zu sich selbst, ein eigenes, von keinem andern Ding noch Geiste erfahrbares Leben ausdrückt. Wie so kein Inhalt, der sein kann, ohne in Relationen zu stehen und dessen Sein vor Allem

¹⁾ Am Ende kommen wir noch einmal auf den Punkt bei der Discussion über das Für-sich-sein der Substanz.

nicht in Relation besteht, der aber fähig ist, die Beschäftigung mit sich selbst allerdings auch nachher auf andere Wesen auszudehnen, andere seiende Wesen in den Strudel seiner Selbstthätigkeit zu ziehen? Wie jenes Was das Letztere anfängt, nämlich in Beziehungen zu treten, während es nicht vorher in reellen Beziehungen stand, das wissen wir nicht; und ich sehe gar nicht ein, was L. antworten könnte, wenn man auf seinen Satz: was nicht in Beziehungen stände, könnte auch nicht in solche eintreten, einfach sagen würde: warum denn nicht? — Es kann ganz gut zugegeben werden, was man nicht mit unserm Punkte verwechseln darf, wie es L. fast gethan zu haben scheint: empirisch gibt es keine Dinge, die nicht in Beziehung zu andern stehen, auch solche nicht, die nicht in den L.'schen Beziehungen stehen, d. h. die von einander Einwirkungen, Zustände des Leidens empfangen; aber wiewohl empirisch die Substanz immer wirken mag, so besteht denn doch ihr Sein nicht in diesem Wirken, sondern dieses ihr Sein ist der Grund jenes Wirkens. Keine Substanz wird wohl da sein, ohne zu wirken und mehrere werden wohl immer wechselwirken. Allein dennoch besteht nicht das Sein schlechthin (wobei L. das Dingliche mit einschliesst, um das es sich ihm ja vorzüglich handelt) in dem Nach-aussen- d. h. in Einem-Andern-sich-zeigen. Wieder anders ausgedrückt: mag selbst Sein und Wirken immer vereinigt sein, und mag beides nur begrifflich getrennt werden können, immerhin ist das mit-Andern-in-Beziehung-stehen, das Mittheilen seines Seins an Anderes nicht das Sein selbst, welches mitgetheilt wird, der actus entitativus wie ein alter Ausdruck sagte, nicht der Act des Wirkens nach aussen; die Function — wenn man so will —, womit sich das Ding selbst erhält, subsistirt, ist, fällt nicht zusammen mit derjenigen, wodurch er einen Einfluss auf anderes ausübt.

2^o Es wurde gesagt, die L.'sche Annahme sei willkürlich, sei durch nichts begründet, sei sicher nicht denknothwendig, wohl aber das Gegenthail. Das will sagen: damit Dinge überhaupt in Beziehung treten können, ist nicht nöthig, wie L. will, dass sie bereits in Beziehung stehen; denn da der Act dieser letzten Beziehungen doch auch einmal vor sich gegangen sein muss, so würden auch diese Beziehungen wieder andere als ihre *conditio* fordern und so würde das ohne Ende weiter gehen; alles Sein bestände dann in Beziehungen von andern Beziehungen von wieder andern Beziehungen u. s. f. Dies also ist nicht nöthig, sondern fehlerhaft; aber das Andere ist nicht nur richtig, sondern denknothwendig richtig: dies

nämlich, dass so wenig ein Grösser oder Kleiner gedacht werden kann ohne ein Zählbares, ebenso wenig ein Existiren im Sinne des In-Beziehung-stehens ohne ein Sein im Sinne des, freilich undefinirbaren, Für-sich-allein-seins. Wer das nicht anerkennt, muss auf die Gesetze des Denkens verzichten und naturgemäss auf die hier vorliegende Denkarbeit auch.

Das Gefühl hiervon schwebt L., freilich nicht in seiner ganzen Schärfe, vor; er macht sich den Einwurf, wie denn das Sein der Welt in lauter Beziehungen bestehen könne und antwortet darauf, wir wüssten das Kunststück nicht, wie die Welt, die sich jetzt durch den „Druck der Beziehungen“ hielte, gemacht worden sei, wir könnten nur angeben, wie sie jetzt sei. Dies ist aber einmal gar keine Antwort auf die Frage, wie ein blosses In-Beziehung-stehen ohne Sein-für-sich bestehen könne; denn wenn der Vorgang dieses Gemachtwerdens so unbeschreibbar ist, dass er und weil er sich mit unsern Denkgesetzen nicht verträgt, so wird er eben gar nicht vor sich gehen können, und natürlich die Folge d. h. die Thatsache des Geschehenseins eine unmögliche sein. — Alsdann sieht man hier, dass L. denn doch heimlich etwas unterscheidet, das in dem Drucke der Relationen steht. Und eben das Sein dessen, was in Beziehung steht, ist nicht das Sein der Beziehungen selbst.

Lotze freilich sagt in seiner Lehre von der Wechselwirkung und von den Beziehungen: Beziehungen seien nichts zwischen den Dingen; bei der Wechselwirkung gehe nichts zwischen den Subjecten vor. — Gewiss nicht räumlich „zwischen“, wohl aber in gewissem Sinne „zwischen“, nämlich in eben der allerdings undefinirbaren Art des causalen „Zwischen“, des causalen „Verhältnisses“. Sonst hörte es ja auf, als Verhältniss sich von blossen absoluten Zuständen zu unterscheiden. Und allerdings sucht man bei L., — wie ich das schon bei der Wiedergabe seiner Wirkungstheorie punktirt habe, — vergeblich nach einer Unterscheidung dieser Dinge. Ich meine aber dies sei das Rechte: wenn ein Subject *a* — es soll unentschieden bleiben, ob dies Subject eine Substanz im populären Sinne oder einen Zustand derselben bedeute — wenn also ein Inhalt *a* überhaupt auf einen andern *b* einwirkt, so mag factisch vielleicht *a* und *b* immer wechselwirken, es mag auch und wird sicher zwischen dem Zustand *a* und dem Umstande, dass er eben durch und mit dieser seiner Eigenthümlichkeit auf *b* wirkt, keine reale Kluft bestehen; aber verschieden sind sie doch und keine Sprache, kein Denken kann diese Thatsache umgehen. Mag *a* immer

wirken, möglich ist doch der Ruhezustand; denn er enthält keinen Widerspruch. Und wenn dies, so wird sich doch der Inhalt *a* in Ruhezustand — oder in absolutem Zustand — doch von dem in Wirkenszustand — in relativem Zustand — unterscheiden. Jeder, und L. auch, unterscheidet also ein ruhendes Subject, Substanz oder Qualität, von dem in Wirken begriffenen und erkennt so einen gewissen Unterschied von Relativem und Absolutem, folglich auch eine verschiedene Existenzweise beider an. Es hat aber auch der relative Zustand, — ausser im Gegensatz zu einem andern, absoluten, gar keinen Sinn. Die letzten Worte gegen die L.'schen selbtherrlichen Beziehungen scheinen ein Cirkelbeweis zu sein und sind es wirklich. Aber gerade dieser Cirkel beweist, dass man gar nicht, auch nicht in der Beschreibung der Thatsache, Worte gebrauchen kann, die nicht die Sache selbst schon enthalten. Und das ist eben wesentlich den Axiomen. Man kann sie nicht beweisen, sondern nur umschreiben und nachweisen, dass sie in jeder Beschreibung, überhaupt in jeder Discussion als Voraussetzung fungiren, dass der, welcher sie leugnet, wie der, welcher sie anerkennt, sie praktisch anwendet. Ein solches Axiom ist es aber, dass keine Beziehung denkbar ist ohne etwas, was absolut, für sich ist.

3^o Ich will eine gelegentliche Bemerkung aus dem vorigen Punkte wiederholen, um sie mehr auszuführen. Es hiess, L. habe doch heimlich etwas unterschieden, was in Beziehung steht — ja sogar unheimlich oft. Er spricht ja immer von Inhalten, die in Beziehungen stehen, denen beim Wechselwirken etwas widerfährt. Nun sagt er auch, und mit Recht, die Existenz sei kein abtrennbarer Theil des Dinges, also wohl bloß begrifflich, mit oder ohne eine gewisse Begründung im Dinge selbst, unterschieden. In jedem Falle folgt, dass sich die Art des Existirens (infinitivisch) nach der Art des Existirenden richtet, also nach dem Inhalte. Und wenn nun Lotze von Zuständen spricht, — und er meint es ehrlich damit —, so ist das Sein dieser Zustände doch eben ein Sein, das ein Zustand — ein absoluter versteht sich — an sich haben und vertragen kann und nicht das Sein von Relationen. So widerspricht sich L. selbst, wenn er zuerst das Existiren als ein „In-Beziehung-stehen“ definirt, und hernach von Inhalten spricht, von Zuständen, Eigenschaften, physischen Phänomenen, die in Beziehung stehen. Fügen wir aber noch einmal hinzu, dass es daher kommt, dass er 1) zwischen diesen und Beziehungen nicht zu unterscheiden

weiss und 2) dass er nicht unterscheidet diese Wahrheiten: alles Sein steht in Beziehungen und besteht aus Beziehungen.

4^o Ich knüpfte noch einmal an das Vorige an. Die Gattung des Seins, sagten wir, richtet sich nach der Gattung des Seienden. Es gibt also so viele Gattungen eigenthümlichen Existirens, als es Gattungen des Inhaltes, des Seins (Kategorien) gibt. Nun scheint uns darnach, dass es eine ganz schlechte Art des Vorgehens in der Metaphysik ist, zuerst auszumachen, was Existiren oder das Existiren der Dinge ist, und hernach dann über deren Wesen zu sprechen. Ist das Letztere untersucht, dann folgt, und ist dann gar nicht mehr nöthig, besonders zu untersuchen, dass ihnen diese oder jene Weise des Existirens zukommt. Wenn man aber von vornherein über den Sinn des Seins (Infinitiv) forscht und ihn voreilig bestimmt, so läuft man Gefahr, sich für die Folge die Hände zu binden, es sei denn, dass man sich widersprechen will.

X.

Die zweite Frage, die nach Dasein und Wesen des Dinges, der Substanz, um die sich L. in seiner Metaphysik mühevoll kümmert, und die ja auch ohnehin in jedem, wenigstens consequenten Systeme Schwerpunkt ist, diese Frage ist eigentlich mit der Bestimmung des Sinnes von Existiren schon gelöst, wie wir sagten. Und zwar so: Da L. zwischen Zuständen, die in Relation stehen und der Relation selbst, zwischen Relationen und positiven Eigenschaften nicht unterscheidet, bleibt übrig, dass das Sein der Dinge. (participial gefasst) d. i. die Substanz bloss in Zuständen besteht. Ich weiss nicht, ob L. die nothwendige Consequenz des Zweiten aus dem Ersten erkannt hat; jedenfalls ist sie bei ihm vorhanden; nicht also als Deduction aus den vorigen Sätzen, sondern durch eine eigene Untersuchung kommt er dazu; und eben dieser Umstand legt uns die Verpflichtung auf, diesen Auseinandersetzungen eine eigene Kritik zu widmen. Es handelt sich hier, das muss bei L. hervorgehoben werden, um das Wesen der Dinge, was L. allein die Bedenken macht, die er anführt, nicht um das Wesen des Absoluten, wohinter er sich allerdings zuletzt flüchtet, dessen Seinsweise wir daher naturgemäss eine besondere Aufmerksamkeit widmen müssen.

Man wird ohne Mühe das Hin- und Herwogen der L.'schen Meinung betreffs der Substanz, im realistischen Sinne, bemerken; Anstrengungen, sie zu retten und Bemühungen, sie als illusorisch hinzustellen, folgen, begegnen und kreuzen einander. Vernünftigerweise

wird man denn nachsehen müssen, wie die Motive für und die gegen beschaffen sind, welche besser, welche schwächer, wie sie vielleicht vereinbar sind, vor allem wie und ob Lotze ihnen mit Recht oder Unrecht, consequent oder nicht consequent gefolgt ist, und ob die Forderungen, die er an sie knüpfte, dem wirklichen Bedürfniss entsprechen.

Im Kampfe gegen Herbart's Qualität als Substanz der Dinge fordert er für das, was Ding sein soll, einmal, dass es nicht an einem andern, sondern für sich sei, mit einem Schulausdruck die Subsistenz (aber in offenem Widerspruch mit seiner Definition des Existirens als blosses In-Beziehung-stehen); zweitens wieder im Gegensatz zur Qualität, die nur sein und nicht sein könne), die Veränderlichkeit des Dinges d. h. dass dieses Ding sich ändere, also die Permanenz im Wechsel. Endlich drittens fordert er dort wieder der Qualität gegenüber die Nichtanschaulichkeit der Substanz. Man bemerke hierbei, dass an zweiter Stelle das Ding als das Ganze von Substanz und Eigenschaft genommen oder stillschweigend vorausgesetzt ist, dass die Veränderungen der Zustände auch Aenderungen der Substanz sind (worüber noch besonders bald), unter drittens aber wird die Substanz rein für sich im Gegensatz zu den Accidentien betrachtet. Nun muss man gleich hier beobachten: wenn die Veränderungen der Zustände Veränderungen der Substanz sind, so ist die Substanz eben auch, wenigstens zum Theil, anschaulich, wie die Qualitäten: — und was Lotze sagt, ist ein Widerspruch.

Die Permanenz fordert er noch in andern Untersuchungen. Die Beobachtung, dass eine Gleichmässigkeit im Wechsel ist, dass sich nicht Alles in Alles, sondern nach Gesetzen Alles ändert, führt zu der Forderung, dass nicht bloss Succession, sondern causales Hervorgehen in der Welt zu finden sei, also Permanenz im Wechsel. — Dasselbe mit einem Nebenbegriff, den L. selbst nicht gerade ausgesprochen, den wir als besonders wichtig hervorheben, folgt aus L.'s Theorie der Wirkungen und Gegenwirkungen und der Kraft. Die Kraft sei nicht etwas bloss zwischen den Dingen Befindliches, sondern gehe aus der Natur des Dinges hervor. Und wieder: damit ein Ding bei Beziehung c anders wirke als bei γ , muss es diese merken, einen Einfluss davon erfahren, um sich darnach richten zu können. Diese Betrachtung liefert also das Motiv zur Annahme eines permanenten, reactionsfähigen Subjectes. Eine Forderung sieht man bei L. am wenigsten berücksichtigt, die Thatsache, dass, da

mehrere Qualitäten zugleich dem Dinge zuzukommen scheinen, ein Band nöthig sei, welches sie verbindet, demzufolge wir eben sagen können, die Qualitäten *a b c d* sind nicht überhaupt in der Welt, sondern Theile eines und desselben Ganzen, das wir Ding nennen. — Alle diese Prädicate der Substanz erkennt L. an: das Ding sei das Beharrliche im Wechsel der Eigenschaften, das vereinigende Band ihrer Vielheit, der feste Ansatzpunkt wechselnder Zustände und der Ausgangspunkt von Wirkungen; denn das, sagt er, liegt ohne Zweifel in dem Sinn unseres Begriffes vom Dinge, aber „alles dies sagt uns auch nur, wie das Ding sich benehme, nicht was es sei, nur die Leistungen werden hierdurch formulirt, die demjenigen obliegen, was als Ding anerkannt sein will, aber nicht das — was das Ding sein müsse, um diese geforderten Leistungen ausführen zu können“. Es ist ausserordentlich wunderlich, in dieser ersten Polemik, die L. gegen die Tauglichkeit unseres Substanz-Begriffes zur Verdeutlichung des Wesens der Dinge richtet, den Unterschied von Leistungen und dem, was leistet, machen zu sehen. Wie hört das sich an von Jemand, der immer behauptet, das Sein bestände nur im Wirken, man bedürfe nicht eines Trägers, der wirkte? Freilich, es macht sich gerade so, wie wenn er gegen Herbart's Qualität kämpft, gegen Kant's Construction der Materie, die nicht von Subjecten spricht u. s. w. und dann doch im Grunde selbst nur Zustände, — wie wir sehen werden, — das Wesen der Dinge ausmachen lässt: bei irdischen Dingen! Das Absolute macht ja hernach doch alles wieder gut und fügt sich, nachdem sich L. mehrere Male gedreht hat, endlich den ursprünglichen Anforderungen der Substanz, wie es sich wird nachweisen lassen.

Nun aber hat L. noch andere Einwände gegen die Substanz in gewöhnlichem Sinne, deren Rechtmässigkeit und Gewicht den Argumenten für die Substanz gegenüber zu prüfen ist. 1) Der erste ist einerseits ästhetischer Art, von einer andern Seite beschen, gegen die reale Trennung von Substanz und Eigenschaft gerichtet. Es ist der bereits, sogar vortheilhaft erwähnte, L.'sche „horror vacui“, aus dem er hervorgeht. Was hat eine Substanz noch für eine Bedeutung, die nichts als Träger von Zuständen ist, ein leeres, starres Atom, ohne eigenes Leben? — Zunächst nun könnte man sagen: a) Nun warum denn nicht, wenn das so nöthig wäre, und unsere unvertilgbaren Denkgesetze es fordern? Warum sollte denn der Hintergrund der Erscheinungswelt farbenreich sein wie diese, und warum nicht

vielmehr auf grossartiger Einfachheit erbaut, während wir allerdings durch die allein uns umgebende Vielfältigkeit dessen, was wir Qualität nennen, gewohnt sind, von diesem und jenem folgenden Grunde auch zu verlangen, dass er sich in Farben anschauen lasse? Es kommt dies nahe einer Frage, die wir später als eine immerhin mögliche anführen werden: wer nun Recht hat, L., der alle Quantität auf Qualität gründen wollte, oder diejenigen, welche alles Qualitative auf Quantitatives zurückführen wollen, oder keiner von beiden?

Dies könnte man sagen, ohne von L. eine Widerlegung befürchten zu müssen; denn er hat gar kein Argument für seine Ansicht ausser ein ästhetisches angeführt. Aber b) die L.'sche Ansicht hat doch einen berechtigten Sinn gegen die, welche Substanz und Eigenschaft real getrennt sein lassen. Wenn nun aber das nicht der Fall ist, und die Zustände, wie es L. selbst fordert, in dem Hintergrund wurzeln und aus seiner Natur hervorgehen, so ist ja denn doch die Substanz kein leerer Träger mehr, sondern hat in irgend einer Weise die Zustände, die uns glänzend erscheinen und unsere Welt vor Leere zu bewahren scheinen, in sich. Dies mag nun so sein, dass die Zustände selbst auf irgend eine Weise in dem „Ding“ sind, aber auch so, dass diese Zustände zwar in causalem Zusammenhang, aber doch nicht identisch mit den Beschaffenheiten — das Wort können wir nun einmal nicht entbehren — der Substanz sind, aus denen sie fliessen, dass sie also Ausflüsse sind von — den paradoxen Ausdruck muss ich gebrauchen — substantiellen Beschaffenheiten. Dies würde denn hinauskommen auf den dritten Punkt, den man L. entgegenhalten kann: c) wer sagt denn, dass die Substanz, von der wir freilich nur die Leistungen und das äussere Benehmen kennen, nicht auch ein uns unbekanntes inneres Leben haben kann, und „leer“ würde die Substanz dann heissen nur mit Bezug darauf, dass wir nicht wissen, was ihr Wesen in ihr selbst ist, abgesehen von ihrem Verhältniss zu den Zuständen, Eigenschaften, Kräften.

Der vorletzte Einwand gegen L. lässt aber leicht erkennen, dass darin nach Lotze'schen Principien eine Consequenz liegt, welche eine neue Einrede gegen den gewöhnlichen Substanzbegriff enthält. — 2) Wenn nämlich also die Zustände nicht äusserlich an ihrem Träger haften, sondern aus seiner Natur hervorgehen, so folgt, dass jede Veränderung der Zustände, jede Kraftäusserung auch eine Aenderung dessen ist, was ein Ding im Gegensatz zu den Eigenschaften ist. Was ist denn nun das Bleibende im Wechsel? Hiermit hat L. sicher

auf eine Schwierigkeit aufmerksam gemacht, die nicht so leicht jedem aufstösst.

Denn so ist es: wer auf die Veränderung der Zustände sieht, dem bleibt die bleibende Substanz ein Räthsel; und das Gegentheil ist dies: wer, wie Herbart z. B., die Unveränderlichkeit der Substanz betont, dem müssen, wenn er consequent denkt, die Zustände und ihr Wechsel unerklärlich bleiben. Alle die Ausdrücke, die man zur Bezeichnung des Verhältnisses von Ding und Eigenschaften und der Discordanz in beider Veränderlichkeit gebraucht (die Eigenschaft wechselt, die Substanz bleibt, die Accidentien bestimmen die Substanz nur äusserlich, vervollkommen die in sich fertige Substanz etc.), sind keine Lösungen, sondern nur bildliche Formulierungen des Problems; sie bezeichnen höchstens, wie das Verhältniss sich ausnehme und gefasst werden könnte, wenn Ding und Zustand zwei Dinge wären, die sie aber eben nicht sind. — Würde man aber, in bekannter Weise das Ding selbst wieder theilen wollen in ein Stück, das sich änderte, und in ein anderes, das beharrt, so würde eben das wieder unerklärlich bleiben, wie das denn möglich sei, dass wenn von zwei so innig verbundenen Theilen (die ja sogar nur ein Ding ausmachen sollen) der eine sich ändert und der andere, die Materie, nicht. Die einfache Proclamation der Unveränderlichkeit genügt doch nicht, und so ist auch dieser Lösungsversuch mit einer unveränderlichen Materie, die der Schauplatz von Veränderungen (und einer qualitätslosen Materie, die gar die Wurzel der „Formen“) sein soll, nichtig, selbst wenn ihm nicht andere Schwierigkeiten entgegenständen.

Wenn nun L. erstens keine leeren Träger annehmen will, wenn er zweitens sich nicht mit der eben erwähnten Aufstellung der Schwierigkeit begnügt, sondern positiv annimmt, dass alle Veränderung der Zustände sich auf die Substanz überträgt oder übertragen würde, so folgt für ihn der Gedanke, dass nur ein Veränderliches in und an den Dingen sei, und, in Uebereinstimmung mit seinem Satze¹⁾: „das Existiren sei wirklich eine fortwährende Energie, eine Thatsache oder Leistung der Dinge (!) nicht ein Schicksal passivischer Gesetztheit, das ihnen zugestossen sei“ — der andere Satz, dass auch das Was der Dinge, die Substanz, nur die Leistung selbst sei, das Leben. (Vgl. das Capitel über die Seele. *Metaphys.* S. 485 u. 601).

¹⁾ Freilich nicht mit dem andern Satze, man müsse das Wesen der Substanz angeben, nicht das, was sie leiste. s. o.

Vergleicht man nun jetzt das Ergebniss mit der ersten Annahme der Substanz mit den bekannten Eigenschaften, so scheint die nothwendige Folge, dass vor Allem die Permanenz, aber auch das Fürsich-sein geopfert werden müsste. Und doch behält L. sie bei mit der Berufung auf unsere Bewusstseinsrechte.

Indem wir nun diesen Recurs auf das Zeugniß des Bewusstseins anerkennen (obwohl wir mit der Fassung dessen, was in dem Bewusstseinsphänomen als das Bleibende anzuerkennen, noch mit L. rechten müssen), sind wir in der Lage, gerade auf dies Zeugniß hin eine Thatsache zu constatiren, die gegen L.'s Lehre bezüglich der Veränderung der Substanz durch die Zustands-Veränderung spricht. L. ist, so viel ich weiss, der Erste, der wenigstens in klarer Schärfe, und an dieser Stelle der Metaphysik, und also zu metaphysischem Zweck das Zeugniß des Bewusstseins für die Permanenz der Substanz angerufen hat; und zwar nicht in der Thatsache des Bewusstseins der Einheit, sondern der Einheit des Bewusstseins. Aber das Bewusstseinsphänomen gewährleistet noch Anderes bezüglich der Substanz, und dies hat auch L. nicht erkannt. Nehmen wir das bekannte Beispiel von der Vergleichung. Damit ich mehrere Eigenschaften: grün, goldig, mit einander vergleichen kann, müssen sie in einer untheilbaren Einheit gefasst werden. Aber dies zweite ist eben so wichtig, damit ich, Subject *A* die Qualitäten *a*, *b*, *c* vergleichen kann, müssen sie von dem Subjecte verschieden sein; es müssen zwar die Qualitäten das Subject afficiren, sonst würden sie nicht gewusst, aber doch wieder so, dass sie von ihm in ihrer Weise getrennt sind; würde das Subject durch jeden der Zustände in seinem Wesen als Subject verändert, so würden zuerst gar keine drei Qualitäten in ein und dasselbe Subject treten können, und wenn sie darin wären, würden sie nur einen Zustand des einen Subjectes erzeugen. — Dasselbe beweist im besondern der Vergleich zeitlich ganz differenter Zustände. Damit das Subject Vergangenheit und Gegenwart vergleichen kann, muss es in gewisser Weise gegen die gegenwärtigen und vergangenen Zustände indifferent sein, von ihnen nicht in seinem Wesen verändert werden. — Ferner sind wir uns auch bewusst, dass die grüne Farbe, die wir sehen, uns nicht in unserm Ich verändert, sonst würden wir gar nicht von unserm Ich, das sich ändert (also doch Ich bleibt bei der Veränderung), nicht sprechen können. Aber ich betone: auf das Bewusstsein der theilweisen Getrenntheit unseres Ich von seinen Zuständen kommt es nicht an. Die einfachste Vergleichung

lehrt das Getrenntsein ohne das Bewusstsein desselben, und man kann auch hier das Wortspiel analog der Einheit anwenden: das Getrenntsein des Bewusstseins (vom Ich) sei nicht identisch mit Bewusstsein des Getrenntseins.

Nachdem wir nun dies nach dem Zeugnis des Bewusstseins, dem L. selbst beipflichtet, als richtig aufstellen mussten, ergibt sich gegen L. dies: Es ist wirklich möglich, dass eine Zustandsänderung die Substanz zwar angreift, aber in ihrer Weise, sowie durch die schöne Farbe die Seele in ihrem inneren Wesen, im Gefühl, angegriffen wird und sie doch die Farbe von sich getrennt hält; es ist möglich, dass diese substantielle Aenderung doch nicht substantieller Wechsel ist, also das Verschwinden oder den Tod der Substanz bedeutet.

Somit fiel L.'s Haupteinwand gegen die Permanenz des gewöhnlichen Substanzbegriffs weg. Freilich die Schwierigkeit bleibt bestehen, wie das Ding nun, um mit L. zu reden, sich benimmt, um jene Leistung des Sicherhaltens in der Störung und des Gleichbleibens im Wechsel zu vollbringen. Aber selbst wenn man nun sich nicht überzeugen könnte, dass die factische Schwierigkeit des sich ändernden Dinges gegenüber dem Bewusstseinszeugnis ihre Kraft verlöre, wenn man also jede Aenderung des Dinges eine substantielle sein lässt, so wären immerhin, ehe man wie L. den aussichtslosen Schritt gethan, wechselnde Zustände die Substanz ganz absorbiren zu lassen und in ihrem Wechsel dennoch ein Permanentes zu suchen, Lösungen mit einer wirklichen Substanz zu versuchen gewesen. Kant hat es als eine Möglichkeit hingestellt, die scheinbare Permanenz des Subjectes könne darin bestehen, dass, wie bei der Fortpflanzung einer Bewegung in einer Reihe elastischer Kugeln die Zustände von einer auf eine andere wesentlich gleiche Substanz übergingen. Man würde dieser Fiction hier eine ähnlich gebildete Annahme wohl vorziehen: die Substanz werde factisch durch jeden Wechsel des Zustandes zerstört, aber nicht ohne in ihrem Zerfall eine neue ihr ähnliche zu erzeugen. So wäre das Fortbestehen der numerisch gleichen Substanz eine Succession vieler aber gleicher, oder aber das ewig permanent Absolute sei es, dessen „Erhaltung“ der Dinge eben darin bestehe, vielleicht mit Anrechnung der eben vergehenden Substanz eine neue entsprechende entstehen zu lassen. Diese Theorie würde gar nicht sehr abweichen von der gewöhnlichen Meinung. Denn was heisst Dauer des Wirklichen viel anders als: sich fortgesetzt Wirken? In diesem Sinne würde L.'s Tadel

passivischer Gesetztheit vermieden. Diese Vorstellung würde den unveränderlichen Rest vermeiden. Ob sie aber solche Schwierigkeiten hat, die geringer sind als jene, das müsste untersucht werden.

L. also verwirft, und zwar, wie wir sahen, ohne Recht, die Substanz als permanenten Träger. Die Permanenz will er aber in den Zuständen doch retten und verfällt auf die Idee, das Wesen bestehe in einem Gesetz, und dies Gesetz ist zuletzt das Selbstbewusstsein (?) Das Wesen des Dinges sei einmal das, wodurch es Ding sei, wie alle andern, und dann das, wodurch es sich von allem andern unterscheidet. Diese beiden Wesenheiten (von Aristoteles bekanntlich erste und zweite Substanzen genannt) seien nun in dem Dinge nicht real getrennt. Besteht nun das Einzel-Wesen jeden Dinges in einem Gesetz, so auch die Dingheit überhaupt, die Eigenschaft überhaupt, permanent beim Wechsel der Functionen zu sein.

Hat nun L. mit der Annahme eines „Gesetzes“ den Zweck erfüllt, den ein Ding haben soll? Zunächst handelt es sich ja um die Permanenz, die eine Leistung des Wesens der Dinge ist. Kümmert man sich nicht um den paradoxen Ausdruck „individuelles Gesetz“, den L. selbst als nur symbolisch gewählt zugibt, sondern um die Sache selbst, die nach Abstreifung alles dessen, was der Ausdruck „Gesetz“ Unannehmbares an sich hat, noch übrig bleibt, so hat man dies: Wesen ist das in jedem Entwicklungsaugenblick eines Dinges, welches macht, dass die folgenden Phasen nach einer bestimmten Regel verlaufen. Da dies nun kein reales Stück des „Dinges“ ist, weil er schon nach seiner Definition des Existirens, nur Zustände kennt, so bleibt ihm nichts übrig, als wohl einen logischen Theil des „Dinges“ d. h. des Zustandes oder der Zustände in einem gegebenen Augenblick als das Wesen des Dinges zu betrachten; und da natürlich dieser logische Theil (die Artähnlichkeit) nur im Wechsel erkennbar ist, so heisst die Folge, das Wesen des Dinges sei nicht anschaulich, wie eine Qualität, sondern bloss wissbar, das Gegentheil der Aristotelischen Lehre, die (ersten) Substanzen seien nur anschaulich, nicht wiss- d. i. definirbar.

Man sieht sogleich, dass das, was L. hier mit „Gesetz“ ausdrücken will, für die Frage ziemlich irrelevant ist. „Gesetz“ selbst ist etwas Gedachtes, also auch seine Permanenz; oder vielmehr das Gesetz ist gar nicht permanent, sondern vorhanden und fort, wann ein Geist es aufgreifen will oder nicht. Es ist also mit dem Namen „Gesetz“ allein gar keine Antwort, nicht einmal generisch, gegeben auf die

Einheitsfrage; denn es fragt sich eben, welches ist das Permanente in dem Dinge selbst, welches macht, dass wir dabei von einem Gesetz sprechen können. Dies aber kann ganz verschiedener Gattung sein, und danach hat natürlich auch „Gesetz“ einen verschiedenen Sinn. Die Regel in der Entwicklung von Zuständen ist eine ganz andere, als in der von ehrlich gemeinten Subjecten von Zuständen. L. hat aber von vornherein Zustände als das allein Inhaltliche im Dinge angenommen, und so wird sein Gesetz ein bloss logisches, d. h. bestehend in einer Aehnlichkeit der aufeinanderfolgenden Zustände; der Theil, welcher die Folge des Aehnlichen veranlasst, ist bloss logisch abtrennbar, wir haben ein bloss sozusagen logisches, d. i. wissbares Wesen und wissbar nur in der Folge, d. h. Veranlassung zur Trennung des Wesens von dem Nichtwesen oder dieses Wesens von einem anderen ist nur die Aehnlichkeit im Wechsel. Dass er diesem Wesen oder Gesetz den Namen „individuell“ gibt, das mit dem Prädicate des Wissbaren in offenbarem Widerspruch steht, bekundet bei L. nur das Bedürfniss und den Wunsch, es möge doch etwas auch in dem individuellen Dinge geben, was die Ursache des Gesetzes in der Folge sei, nicht aber bedeutet es eine wirkliche Individualität in dem Dinge. Ein solches Wesen ist freilich nur wissbar, weil gar nicht individuell, sondern nur als logischer Theil in jedem der sich folgenden Zustände.

Aber die andere Möglichkeit, dass eine wirkliche Substanz bleibt, welche in jedem Augenblick eine Substanz ist, und die den Grund abgibt, dass in jeder folgenden Zeit dieselbe oder eine ihr gleiche oder ähnliche vorhanden ist? Dies hat er gar nicht untersucht; er hat nicht untersucht, welches denn eigentlich sozusagen der Gesetzgeber ist, d. h. welches der reelle Grund dieser Regel ist, oder vielmehr, L. hat diese Frage von vornherein auf irrige Weise als gelöst angesehen. Er verwarf das Bleiben eines Stückes, nämlich der Substanz, und damit jedes Bleiben einer gleichen Substanz während und trotz der Veränderung. Ob also sein „individuelles Gesetz“ ein substantielles Gesetz oder ein Gesetz der Zustände wäre, darauf kam es an; ob eine bleibende Substanz, oder die causale Folge numerisch verschiedener, aber gleicher Substanzen jene Regel befolgen, oder aber Zustände. Ist das Erstere der Fall, so ist dann natürlich auch die Erkenntnißfrage eine andere: Das Wesen ist ein individuelles und anschaulich in jedem Augenblick, aber auch wissbar, sofern man darunter die Substanz in ihrer vollen oder theilweisen Permanenz in ihrer Geschichte, versteht.

Natürlich nachdem L. durch diese Art Gesetz das Wesen der Dinge glaubt brauchbar gemacht zu haben für die Permanenz, hat er ihr die andern der Substanz wesentlichen Prädicate genommen; denn jenes Gesetz in den Zuständen ist ebensowenig für-sich-seiend wie die Zustände, da es gar nichts real von ihnen Trennbares ist; und doch will L. die Substanz von der Herbart'schen Qualität eben durch den Charakter des Für-sich- (nicht in-einem-Andern-) Seins unterschieden wissen. — Wie kann dieses Gesetz die Einheit von mehreren Qualitäten darstellen? Wie kann es vor Allem, im Gegensatz zu Zuständen, etwas sein, das gegen Einwirkungen reagirt? ja was überhaupt Eindrücke empfängt und Einfluss ausübt? Wie kann auch nur der Schein einer Reaction gegen Einflüsse in einer Seele entstehen?

(Schluss folgt.)